

Freilichtspiele Oberhasli und Interlaken

Autor(en): **Adrian, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **32 (1937)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-172885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freilichtspiele Oberhasli und Interlaken.

So verschieden die beiden Freilichtspiele des Berner Oberlandes sind, der klassische, prächtig sich ausbreitende Tell von Interlaken und die Historien von Oberhasli, die in Meiringen ein Schärlein Bergler wie auf schmalen Fluhband zusammenschliessen — an beiden Orten gewinnt man doch den Eindruck, dass hier wirklich aus der Schweizernatur heraus Theater gespielt wird, landschaftlich wie menschlich gesprochen. Jedem Spieler erwächst — wie es bei Liebhaberaufführungen wesentlich ist — die Aufgabe, die seinem Naturell entspricht, und die er mit Herz und Seele ausfüllen kann. Verständige Leiterhände halten das Ganze zusammen, und der Stolz des Ortes sorgt für vollen Einsatz der Kräfte, für unbedingte Disziplin und Unterordnung des einzelnen.

Wollen wir die Spiele vergleichen, die, räumlich recht nah beieinander und der Art nach doch so verschieden, an den Samstagen und Sonntagen dieses Sommers im Berner Oberland nicht „über die Bretter“, sondern über Wiese, Waldweg, Dorfplatz und Felsboden gehen?

In Meiringen sind es die aufs engste mit der Geschichte und der Eewohnerschaft des Tales verbundenen historischen Mundartspiele von Fritz Ringgenberg; in Interlaken Schillers Tell. Sie verhalten sich zueinander etwa wie ein Häuflein Hirten gegen ein Ritterheer oder (wir deuten es schon oben an) wie eine schmale Fluhweide für Berggeissen zu einer fetten, weiten Trift für stolze Kuhherden. Im wasserfalldurchrauschten, felsigen Oberhasli, wo die Rauheit der Bergnatur viel strenger herrscht, ist es die kleine Naturbühne am Berghang und der einfache, lapidare Hergang in der uralten anmutenden Mundart, die gleichsam sprachliches Urgestein ist; in Interlaken kann sich ein ganzes Volk von Spielern — und unter Assistenz von Tausenden von Zuschauern der verschiedensten Zungen — auf weitem, baumumwalltem Schauplatz in dem klassischen Drama ergehen, das selber wie eine reichgegliederte, bewegte, malerische Landschaft ist. Und auch dies noch: die Meiringer begannen abends bei recht kühlem, verhängtem Wetter; die Interlakner konnten nachmittags unter strahlenden Julihimmeln loslegen.

Genügt nicht schon diese kleine Charakteristik der Schauplätze, um darzutun, dass hier wirklich aus der Schweizernatur heraus Theater gespielt wird?

Wenn es uns hier darauf ankommen soll, gerade den Gedanken des Volks- und Heimattheaters zu verfolgen, so gelangen wir aber noch zu weit reicheren Resultaten. Seien wir also einmal Zuschauer bei den Proben und Aufführungen in Meiringen und Interlaken.

Zuerst das kleinere Spiel. Kleiner — und doch sehr bedeutsam für das schweizerische Theater. Es sind Episoden aus der Geschichte des Haslitaales, die Fritz Ringgenberg für seine Landsleute dramatisiert hat (man braucht zwar diesen Ausdruck hier nur mit Zögern): „Isen im Fiir“, das die Historie von Kampf, Not und Befreiung der Bergbauern vor sechshundert Jahren schildert, oder „Kristall“, das von den märchenhaften Funden an der Grimsel und der Strahlerleidenschaft des Tales erzählt. Dramatisch gesehen, möchte man diese Oberhasler Spiele als eine anfanghafte Form des Theaters bezeichnen — nicht kultisch wie bei den Griechen oder im Mittelalter, auch nicht tendenziös wie bei Manuels Fastnachtsspielen —, aber ganz aus den Voraussetzungen hervorgegangen, die der Ort selber bietet. Denn es sind neben der Geschichte des Landes und neben dem natureigenen Schauplatz auch Sprache und Art der Menschen, die sich ganz ohne Zurechtbiegung, ganz volksgemäss geben. Klingt diese Sprache aber nicht von selber in poetischer Urkraft und wie in mythischen Zeiten? Man vergisst bei „Isen im Fiir“ den Zeitunterschied von sechshundert Jahren, man hört die Wildheit des Gebirges, ja sogar etwas wie ein jenseitiges Grauen in diesen ungebrochenen Lauten. Und wieder spricht die Mundart vertraut und tröstlich an wie ein Lichtlein in Stube und Stall. Seufzen und Beten der Frauen klingt darin ebenso wahr wie die kriegerische Männersprache; und wenn einmal ein Berggeist spricht oder wenn der Tod mit einem Gemsjäger, der sich verstiegen hat, grause Abrechnung hält, so bricht dicht neben dem Alltag visionäre Kraft aus den Worten. Auch der Gesang, wie er zu allen Zeiten vom Volke gepflegt wird und sich veredeln kann, ohne an Natürlichkeit einzubüssen, ist ein wesentliches Element der Oberhasler Spiele. Das klingt ganz wunderbar in die Bergabende hinein. Kein Gejodel, nein — und auch nicht so, wie in den schlechten Alpenfilmen oder Volkstheatern Lied um Lied aneinander gehängt wird. Und auch sonst werden die Spieler nicht auf Bühneneffekte eingedrillt; die Maßstäbe flüssiges Tempo und Steigerung gelten hier nicht (darum brauchen wir auch nicht gern den Ausdruck „dramatisiert“). Vielmehr nehmen die Spieler alles feierlich ernst, bewegen sich gemessen und scheinen eher zum Schweigen als zum Reden aufgelegt — Eigenschaften, die sonst an unserm Volk dem üblichen Theaterspielen eher entgegenstehen, die aber hier durchaus zur wuchtigen,

geraden Linie des Ganzen gehören. Denn wenn sie einmal in Feuer oder Zorn geraten, Schmerz oder Freude erleben, dann glaubt man es ihnen.

In Interlaken ist die Dichtung anderer Herkunft. Das alte Problem des Hochdeutschsprechens stellt sich für den Schweizer. Die Aufführungen, so wie sie in diesem Sommer ausgearbeitet sind, zeigen, dass die Schwierigkeiten durchaus zu überwinden sind, auch wenn nicht städtisch versierte Spieler zur Verfügung stehen. Die Diktion ist überall klar und ausdrucksvoll. Schadet es, dass dabei schweizerische Färbung spürbar ist? Ebenso wichtig wie die befriedigende Lösung des Sprachlichen ist aber die Tatsache, dass dieser Tell trotz mehrjähriger Wiederholung noch ganz und gar nicht abgespielt ist — weder für das Publikum, das jedesmal die Tribüne füllt und sogar überfüllt, noch für die Spieler selber, die jedesmal vollkommene Frische und Unverbrauchtheit mitbringen. Dass dies Spiel so zur Notwendigkeit geworden ist, dass durch das Einspielen und Verwurzeln aller Beteiligten in ihren Rollen und im Ganzen ein ständiges Wachsen und ein Zusammenschluss zu spüren ist, das zeigt deutlich, wie sehr sowohl die Dichtung als auch die Interlakner Inszenierung Sache des Volkes ist. Sie könnten die sonntäglichen Spiele, und alles was damit zusammenhängt, nicht mehr missen. Gibt es doch ganze Familien, vom Grossvater bis zum Enkel, die stundenweit aus den Bergtälern herkommen, um sich am Spiel zu beteiligen. Für sie gilt es, je nach Alter und Charakter, ein Plätzchen und eine Spielaufgabe an einem Brunnen, auf einer Laube ausfindig zu machen. Der Tell ist mannigfaltig genug dazu, dass alle unterkommen. Es ist auch jedes Jahr wieder viel Neues dabei. Denn wie bei einem richtigen Volksganzen wandern einzelne Spieler ab, neue treten auf und bringen frisches Elut, junge Buben und Pferde müssen wieder gebändigt werden. Und man achte einmal auf das Volk, zum Beispiel in der Apfelschußszene: da hört man wirkliches Aufmurren und Schluchzen, sieht wirkliche Zusammenstöße mit den Reisingen. Die alte Sage reisst die Schweizerherzen wieder hin, der Mythos feiert lebendige Auferstehung. Es ist sichtlich Sache der Spieler selber, Sache der Zuschauer selber.

Alpaufzug, Jodeln, Alphornblasen, malerisches Dastehen auf den blumenbesetzten Lauben! Es ist ja viel Schaustellung dabei, wie man sie für die Fremden bereithält, viel Aufmachung! Aber merkwürdig: so empfindlich man anderswo dafür ist, so hübsch fügt es sich hier in Schillers eigene romantisch-empfindsame Vorstellung der Schweiz ein. Es ergeben sich Bildchen wie die eines Freudenberger, leicht idealisiert und malerisch aufgeputzt. Gehört nicht auch das zu der volkstümlichen Vorstellung vom Vaterland?

Und wenn wir aus dem Vergleich der beiden Spiele einen Schluss ziehen wollen: am einen Ort Einfachheit, Ursprünglichkeit, unverbildeter Naturwuchs; am andern kunstvoller Ausbau, wie das anspruchsvollere Stück ihn verlangt. An beiden Orten haben sich Leute aus dem Volk ohne künstlerische Vorbildung als willig und als fähig erwiesen, die Aufgabe durchzuführen. Es treten dabei Vorzüge zutage, die vielleicht für solche Volksspiele wichtiger sind als eigentliches Theaterblut, nämlich Ausdauer und Einordnung ins Ganze, Disziplin und menschliches Verständnis *W. Adrian.*

Die vierte Landessprache

Der Aufsatz von S. Vagliarin über die romanische Sprache (Heimatschutz vom 15. 7. 37) ist für den Deutschschweizer nicht gerade erfreulich zu lesen. Es berührt schon sonderbar, wenn der Verfasser es mit lebhaftem Beifall begrüsst, dass ein Engadiner Schuhmacher sich als Calzolaio bezeichnet, aber die deutschen Inschriften in Grund und Boden verdammt. Sind solche italienischen Inschriften nicht Wasser auf die Mühle mancher Leute, die das Engadin und die anderen romanischen Bündner Täler gern als italienisches Land in Anspruch nehmen möchten? Wenn Vagliarin, was ich durchaus verstehe, für die Erhaltung seiner romanischen Muttersprache eintritt, so muss er doch die italienischen Inschriften ebenso bekämpfen wie die deutschen. Sonst misst er mit zweierlei Mass!

Vor allem aber muss ich, auch vom Standpunkt des Heimatschutzes aus, Einspruch erheben, wenn Vagliarin die Umwandlung von Bozen und Meran in Bolzano und Merano als Vorbild für die Umtaufung der Engadiner Kurorte zu empfehlen scheint. Da besteht doch ein gewaltiger Unterschied! Im Engadin handelt es sich um die Erhaltung romanischer Namen in einem altromanischen Gebiet, in Südtirol aber um gewaltsame Aufpfropfung einer fremden Kultur auf ein